

**ATTICA LOCKE**

# **PLEASANTVILLE**



**KRIMINALROMAN**

**polar**  
VERLAG

polar  
VERLAG

Attica Locke

# **Pleasantville**

Aus dem Amerikanischen von Andrea Stumpf  
Herausgegeben von Wolfgang Franßen

Polar Verlag

**Originaltitel: Pleasantville**

**Copyright: © 2015 by Attica Locke**

Deutsche Erstausgabe, 1. Auflage 2022

Aus dem Amerikanischen von Andrea Stumpf

Mit einem Nachwort von Benjamin Whitmer

© 2022 Polar Verlag e.K., Stuttgart

[www.polar-verlag.de](http://www.polar-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) oder unter Verwendung elektronischer Systeme ohne schriftliche Genehmigung des Verlags verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Redaktion: Sven Koch, Gabriele Werbeck

Umschlaggestaltung: Robert Neth, Britta Kuhlmann

Coverfoto: © charles taylor / Adobe Stock

Autorenfoto: © Mel Melcon, Los Angeles

Satz/Layout: Martina Stolzmann

Gesetzt aus Adobe Garamond PostScript, InDesign

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck, Deutschland

ISBN: 978-3-948392-56-7

eISBN: 978-3-948392-57-4



*per te, Saro  
ci vediamo lì*

# INHALT

Anmerkung der Autorin

Wahlabend  
Texas, 1996

Teil 1

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Teil 2

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Teil 3

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Wahltag

Texas, 2000

Danksagung

Vielschichtige Figuren



### **Anmerkung der Autorin**

Dieses Buch ist ein Werk der Fiktion. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen ist rein zufällig und liegt nicht in der Absicht der Autorin. Pleasantville ist ein realer Ort, aber Teile seiner Geschichte und seiner Geografie sind um einer guten Story willen erfunden.

*Jeder Politiker, der etwas taugt, weiß, dass der Weg zu  
einem Amt über Pleasantville führt.*  
James Campbell, *Houston Chronicle*

Wahlabend

## Texas, 1996

An diesem Abend feierten sie in ganz Pleasantville. Von der Laurentide Street bis zur Damaree Lane stießen sie miteinander an, setzten den Tonarm auf Platten, ließen das Geschirr in der Spüle stehen. Sie saßen auf Ledersofas vor Farbfernsehern, drängten sich um Küchenradios, belegten Telefonleitungen, verbreiteten Gerüchte über Wahlbeteiligungen und Wahlkreisergebnisse. Es fehlte nicht viel, und ihr Lebenstraum würde sich erfüllen, könnten sie die längst überfällige Ernte jahrzehntelanger harter Arbeit und Kämpfe einfahren. Es waren Soldaten a. D., erwachsene Männer, von denen einige unverhohlen weinten, als die ersten Zahlen in den Wahlsondersendungen genannt wurden. Es waren Ärzte und Anwälte, Krankenschwestern, Lehrer und Ingenieure, Männer und Frauen, die sich kurz nach dem Zweiten Weltkrieg hier in Pleasantville niedergelassen hatten. Das Viertel war 1949 aus dem Boden gestampft worden, und im Lokalradio und in den Houstoner Zeitungen, dem *Defender* und der *Sun*, wurde es als das Erste seiner Art in den gesamten USA beworben: »Ein auf dem Reißbrett entworfenes Viertel mit ganz neuen, modern und großzügig geschnittenen Häusern, die eigens für begüterte Negerfamilien der Mittelschicht errichtet werden.« Diese Beschreibung wurde dem rebellischen Geist der ersten Bewohner, die der zähen Kriegsgeneration angehörten, nicht gerecht. Hatten sie nicht am meisten unter dem Rassismus und der Rassentrennung in Bussen und auf öffentlichen Toiletten gelitten? Hatten sie nicht die

Wahlsteuer bezahlt und mussten trotzdem an jedem Wahltag meilenweit gehen oder fahren und zwei, drei Stunden in Warteschlangen stehen? Ja, sie warteten. Aber sie demonstrierten auch. In polierten Halbschuhen und Lackleder pumps, gebürsteten Filzhüten und Nadelstreifenanzügen, gegürteten Kleidern und Seidenstrümpfen marschierten sie zum Rathaus, zur Schulbehörde, selbst zum Stadtbauamt. Nachdruck verliehen ihnen die geballten Wählerstimmen ihres nagelneuen Viertels, mit denen sie Politiker unter Druck setzten, die sich bislang kein Bein ausgerissen hatten, die Belange der neuen schwarzen Mittelschicht zu berücksichtigen. Unverhofft erhielt das Viertel eine politische Macht, die im Laufe der nächsten vier Jahrzehnte geradezu legendär wurde. Niemand konnte daran zweifeln, dass alles auf den heutigen Abend zulaufen würde.

Channel 13 und Channel 11 hatten schon ein Kopf-an-Kopf-Rennen ausgerufen und sahen Sandy Wolcott und den in Pleasantville geborenen Axel Hathorne nächsten Monat in der Stichwahl ums Bürgermeisteramt. Demnach stand Houston kurz davor, das erste Mal in seiner 160-jährigen Geschichte einen schwarzen Bürgermeister zu bekommen. Auf Channel 2 gestand Stadtrat Lewis Acton seine Niederlage ein, nachdem er augenscheinlich weit abgeschlagen auf dem dritten Platz landen würde. Inzwischen machte auf den breiten Eichen- und Ulmenalleen von Pleasantville das Gerücht die Runde, dass der Lokalmatador Axel Hathorne, dessen Vater Sam »Sunny« Hathorne Oberhaupt einer der Gründerfamilien des Viertels gewesen war, mitsamt der wichtigsten Mitglieder seines Wahlkampfteams kommen und mit seinen früheren Nachbarn feiern wollte. Vom Gellhorn Drive zur Silverdale Street brühten die Leute Kaffee auf und holten den guten Gin unter der Küchenspüle hervor. Sie stellten

Eis, Punsch und Kekse bereit und warteten darauf, dass es an der Tür klingelte, weil man ihnen gesagt hatte, Axel wolle von Haus zu Haus gehen und den Bewohnern die Hand schütteln, so wie es Fred Hofheinz an jenem Abend gemacht hatte, als ihm Pleasantville zum Bürgermeisteramt verholfen hatte, und vor ihm Oscar Holcombe - nur würde die Feier heute Abend die ersten beiden bei Weitem übertreffen.

Das Mädchen war nicht eingeladen.

Aber das hatte sie auch nicht erwartet.

Sie hatte bloß eine kleine Rolle gespielt, war ein paar Stunden herumgelaufen und hatte an Türen geklopft, und jetzt wollte sie nur noch eines, nach Hause. Sie wartete in ihrem dünnen blauen Baumwoll-T-Shirt, das kaum Schutz gegen die feuchte Nachtluft bot, an der Ecke Guinevere und Ledwicke Street darauf, dass sie wie verabredet abgeholt wurde. Als sie nachmittags von zu Hause aufgebrochen war, hatte es über zwanzig Grad gehabt, und sie hatte damit gerechnet, früher fertig zu sein, aber wenigstens würde sie einen Zuschlag bekommen, ein paar Dollar mehr, wenn sie die Faltblätter, die man ihr zum Verteilen gegeben hatte, zurückbringen würde. Sie war zu klug, vielleicht auch zu stolz, sie in die Mülltonne am Gemeindezentrum zu werfen, wie es andere getan hatten und prompt gefeuert worden waren, als das Wahlkampfteam Wind davon bekam. Diese Arbeit bedeutete ihr mehr als den anderen, das wusste sie. Vor einem halben Jahr hatte sie die Highschool abgeschlossen, und ihre einzige Aussicht weit und breit war, sich im Wendy's am Old Spanish Trail von ihrem Teilzeitjob zur Kasse hochzuarbeiten. Also legte sie sich ins Zeug, bewies Ausdauer und Fleiß und blieb demonstrativ bis in die Nacht. Allerdings hatte sie ihren Plan nicht bis zu Ende gedacht, sonst hätte sie eine Jacke oder wenigstens einen

Pulli mitgenommen und wäre jetzt nicht pleite, nachdem sie ihre letzten Münzen in ein Telefon am Rastplatz in der Market Street geworfen hatte. Zum wiederholten Mal sah sie nach, ob das letzte Faltblatt, das sie sorgfältig im vorderen Fach ihrer Lederhandtasche verstaut hatte, noch darin steckte. Sie kramte nach dem Pager, den ihr Kenny vor seinem Umzug zum College gekauft hatte, und sah auf die Zeitanzeige. Sie würden zusammenbleiben, hatte er versprochen. Hatte er sich gemeldet? Sie ging die Nummern durch, die in dem kleinen Gerät gespeichert waren. Wie lange musste sie noch warten? Es war fast neun, und ihre Mutter machte sich bestimmt Sorgen. Sie sah sie vor sich, immer noch in ihrer rosa Schwesternuniform, wie sie am offenen Küchenfenster eine Newport rauchte und auf KTSU *All the Blues You Can Use* hörte. Bestimmt blickte sie im Minutentakt auf die gelbe Sonnenblumenuhr über dem Herd und fragte sich, warum ihre Tochter noch nicht zu Hause war. Das Mädchen verschränkte die dünnen Arme vor der Brust, um sich vor der kühlen Nachtluft zu schützen, die ganz im Süden des Viertels, wo die Ledwicke Street abrupt an einer riesigen Brachfläche endete und der Wildwuchs aus Buscheichen, Gras und hohen, krallenähnlichen Bäumen über die Grenze drängte, noch kälter wirkte. Bis hierher reichten die Straßenlaternen von Pleasantville nicht, und das Mädchen war sich allzu bewusst, dass sie mutterseelenallein an einer dunklen Straßenecke weit weg von zu Hause stand. Einzig das unablässige tiefe Brummen eines Motors im Leerlauf leistete ihr unbehagliche Gesellschaft.

Er beobachtete sie jetzt schon seit einigen Minuten. Der Wagen stand mit der Schnauze zur Guinevere Street unter den tief hängenden Ästen einer Trauerweide, sodass sie nicht mehr als den groben Umriss eines Mannes hinter der Windschutzscheibe ausmachen konnte, scharfe Kanten

gegen das schwache gelbliche Licht, das von der anderen Seite der Ledwicke aus dem Fenster eines Hauses fiel. Die Scheinwerfer waren ausgeschaltet, weshalb sie ihn zuerst nicht bemerkt hatte. Er sah in ihre Richtung, der Motor lief. Welche Marke oder Modell das Auto war, konnte sie nicht sagen, aber es hatte die Höhe und Breite eines Lieferwagens oder Pick-ups.

*Lauf. Schnell, lauf.*

Das flüsterte eine Stimme in ihrem Kopf, es war die ihrer Mutter, die sie nach Hause rief. Aber sollte sie nicht lieber warten, bis sie abgeholt wurde? Plötzliche Unsicherheit befiel sie, eine so heftige panische Angst, dass ihr Tränen in die Augen schossen. Alles hing von dieser Entscheidung ab. Ich sollte warten, um wegzukommen, dachte sie, weil sie immer noch glauben wollte, dass ein Wegkommen möglich war, obwohl sich in ihr bereits die kalte Gewissheit breitmachte, dass die Nacht sich gegen sie gewandt hatte, dass ihr Verschwinden begonnen hatte. Sie wusste, dass sie einen Fehler gemacht hatte, wusste es, noch bevor sie hörte, wie die Tür des Fahrzeugs aufging.  
*Schnell, lauf.*

Auf der anderen Seite der Stadt stand auch Jay Porter an einer verwaisten Straßenecke.

Spät am Abend um kurz nach elf hatte er den Anruf erhalten, dass in seine Kanzlei in der Brazos Street eingebrochen worden war. Während er ein gutes Stück südlich von Downtown auf den Streifenwagen wartete, der angeblich unterwegs war, sah er die glitzernde Hochhausfassade des Hyatt Regency im Geschäftszentrum der Stadt auf der anderen Seite des Freeway 45. Der Freeway bildete die Grenze zu seinem Viertel, einer kruden Mischung aus zu Büros umgebauten alten viktorianischen Häusern, lieblosen Ladenfronten, Plattenläden,



Grillimbissen, Ramschgeschäften und einem abgewrackten Kaufhaus. Letztes Jahr war er endlich aus den engen Büroräumen in der Ladenzeile an der West Gray Road hierher gezogen. Er hatte ein marodes, nach einer Zwangsvollstreckung jahrelang leer stehendes Haus gefunden, das er für wenig Geld hatte kaufen können. Es war ein bescheidener, aber solider viktorianischer Bau mit offenem Grundriss. Im ersten Stock gab es ein Zimmer für seine juristische Bibliothek, in der er geschützt vor Besuchern und Straßenlärm Schriftsätze verfassen konnte. In einem solchen Haus hätte Bernie gern gewohnt, noch lieber als in dem großen Ranchhaus, in das sie einige Jahre nach der Geburt ihres Jüngsten Ben gezogen waren. Das war zwar praktisch, aber kaum von den anderen Häusern aus hellem Ziegel und lackiertem Holz in der Nachbarschaft zu unterscheiden. Sie reihten sich auf wie Pralinschachteln in einem Supermarktregal, hübsch, aber langweilig.

Jay hatte das Haus aus der Zeit der Jahrhundertwende eigenhändig renoviert, so als hätte seine Frau noch die Gelegenheit, es sich nachmittags auf der umlaufenden Veranda gemütlich zu machen, als könnten sie hier noch mal von vorne anfangen. Wenn er manchmal durch das schmiedeeiserne Tor trat, erwartete er fast, sie in der weißen Hollywoodschaukel sitzen zu sehen. Das Haus hatte ihm keine freie Minute gelassen, ständig gab es etwas zu tun - fehlende Türknäufe, kaputte Lampen, die Böden, die er rausreißen musste -, und damit hatte es ihm durch die schlimmste Zeit im letzten Jahr geholfen. Tagtäglich dankte er ihm, dass es ihn an den langen Nachmittagen, an denen er seine Kanzlei vor die Hunde gehen ließ, zwang, Werkzeug in die Hand zu nehmen.

Seit Juni hatte es drei Einbrüche in der Gegend gegeben.

Selbst Hathornes Wahlkampfbüro in der Travis war betroffen gewesen, und der *Chronicle* schlachtete die anscheinende Unfähigkeit des ehemaligen Polizeichefs, sein eigenes Wahlkampfbüro zu schützen, genüsslich aus. In Jays Haus wurde im Juli eingebrochen, dabei hebelten die Einbrecher die Hintertür komplett aus. Sie klauten eine Bohrmaschine, einen Farbfernseher, einen kleinen Sony Watchman, auf dem Eddie Mae den Prozess gegen O. J. Simpson von Anfang bis Ende angeschaut hatte, ein wenig Kleingeld und ein goldenes Armband von ihr. Eine Woche später ließ er eine Alarmanlage einbauen.

Dieses Mal mussten sie durch ein Fenster eingestiegen sein.

Als er an der Kanzlei ankam, war das Scheinwerferlicht seines Land Cruiser über die Veranda gestrichen und hatte die zerbrochene Fensterscheibe im Erdgeschoss erfasst. Direkt darunter auf den breiten Dielen lagen in einem Halbkreis Scherben, eine wie auf einem Schnappschuss eingefrorene Szenerie. Die Einbrecher mussten das Haus auf anderem Wege verlassen haben, oder sie waren immer noch darin. Seit der Geburt der Kinder bewahrte Jay im Haus der Familie keine Waffen mehr auf, er besaß nur noch einen Revolver, für den er inzwischen einen Waffenschein hatte und der jetzt unnützlich in einer abgesperrten Schatulle in der untersten Schublade seines Schreibtischs lag. Daher stand er geduldig auf der anderen Straßenseite und wartete auf die Cops. In der Kanzlei befand sich nichts, was er nicht entbehren konnte, nichts, wofür er sein Leben riskieren würde. Er musste nicht den Helden spielen.

Der Crown Victoria kam mit ausgeschalteter Sirene angeschlichen. Die Reifen knirschten über den groben Asphalt, als der Fahrer das Lenkrad einschlug und die vordere Stoßstange knapp vor Jays Füßen fast auf dem

Gehsteig aufsaß und das Scheinwerferlicht ihn voll in die Brust traf. Automatisch hob er die Hände.

»Porter«, sagte er klar und laut. »Das ist mein Haus.«

Die Frau war relativ jung und klein. Ihre Haare waren straff zu einem winzigen Knoten zurückgebunden und ihre vollen Lippen in einem billigen Pink angemalt, für das sie zu alt war. Sie stieg aus und ging, eine Hand am Griff der Dienstwaffe, schnurstracks auf das Gartentor zu. Mit einem stummen Nicken grüßte sie Jay, als er es öffnete.

»Waren Sie drin?«

Jay schüttelte den Kopf und ließ sie vorbei. Dabei reichte er ihr den Haustüschlüssel.

Ihr Partner ließ sich Zeit. In aller Ruhe hievte er sich aus dem Streifenwagen und schlenderte gelassen zur Veranda. Gut möglich, dass es für sie heute Abend der fünfzigste Einbruch war, dachte Jay. Der Mann war älter als die Frau, aber nicht viel. Jay glaubte nicht, dass er die vierzig überschritten hatte. Er trug einen Schnurrbart und einen rasiermesserscharf gezogenen Rechtsscheitel, und Jay roch sein starkes Rasierwasser, als er ihn vorbeiliess. Beim Überschreiten der Schwelle wanderte auch seine Hand zum Pistolengriff. Jay folgte ihm ins Haus. Das leise Knacken der Dielen war das einzige Geräusch, das in der Dunkelheit zu hören war. Er tastete an der Wand zwischen der Haustür und Eddie Maes Schreibtisch nach dem Lichtschalter. Schlagartig erhellte das Licht den Empfangsraum und vertrieb die Schatten wie aufgeschreckte Mäuse. Die Polizistin ging durch den Flur zur Rückseite des Hauses mit Küche und Speisekammer. Ihr Partner stieg die Treppe hoch. Oben waren das Bibliotheks- und das Besprechungszimmer. Derweil warf Jay einen prüfenden Blick auf Eddie Maes Schreibtisch und zog die Schubladen heraus. Dann ging er nach links in sein Büro, das neben der weit offen stehenden Hintertür lag.

»Da müssen sie raus sein«, hörte er hinter sich sagen. Es war der Schnauzbärtige. »Oben war nichts zu sehen.« Seine Partnerin hatte auch nichts in der Küche entdeckt. Inzwischen hatte sie ihre Waffe wieder ins Holster gesteckt und zog einen Stift hervor.

Innerhalb von zehn Minuten hatten sie das Erstaufnahmeformular ausgefüllt. Jay vermisste nichts: Weder fehlte sein Scheckbuch noch der silberne Brieföffner, den er so gut wie nie benutzte, noch seine LP- und Singlesammlung, rare R&B-Pressungen von Arhoolie und Peacock Records, unter anderem die wie neue *Belle Blue* von A. G. Hats. Es war der Texas-Blues seiner Kindheit, der sich nicht durch CDs ersetzen ließ. Hinter der Tür stand sein Plattenspieler, ein alter Magnavox, den die Einbrecher auch nicht angefasst hatten. Er sah nach dem Bargeld und der Metallschatulle mit seinem .38er, die genau dort war, wo er sie am Morgen des Einzugs in die Kanzlei verstaut hatte. Die Polizisten verbrachten mehr Zeit damit, seinen Waffenschein zu prüfen, als sie fürs Ausfüllen des Formulars gebraucht hatten. Sie gingen davon aus, dass die Alarmanlage den oder die Einbrecher verscheucht hatte. Anscheinend waren sie einfach durch die Hintertür raus. Die Cops hatten sich flüchtig den Garten angesehen. Es war ein winziges Rasenviereck, und ein kurzer Blick reichte, um die Ermittlungen abzuschließen. »Okay«, sagte Jay und schob die Hände in die Hosentaschen. Er begleitete die Cops nach vorne auf die Veranda und schloss den Reißverschluss seiner Windjacke. Über Funk kam die Meldung eines 22-11, in der Crawford Street an der Ecke Wheeler wurde Verstärkung angefordert. Der Mann war schneller am Funkgerät, und dann waren die beiden verschwunden. Jay schloss das Gartentor hinter ihnen und sah dem Streifenwagen hinterher, der rot und blau blinkend die Brazos Street

entlangrauschte. Zurück im Haus, holte er einen Besen aus dem Flurschrank. Er brauchte eine Sperrholzplatte oder wenigstens ein Stück dicke Pappe, damit er das kaputte Fenster für die Nacht vernageln konnte oder bis jemand kam, der die Scheibe ersetzte. Er hatte das Haus mausgrau gestrichen, die Fassade aber sonst so gelassen, wie sie war, inklusive der alten Fenster. Die Reparatur würde ihn mindestens zweihundert Dollar kosten.

Das Fenster befand sich direkt neben Eddie Maes Schreibtisch, und wenn es morgen nicht wärmer würde als heute, dürfte sich Jay bestimmt den ganzen Tag anhören, welche Hausmittelchen sie sich gegen die Erkältung besorgen müsse, die sich garantiert in ihrem Hals und der Lunge festsetzen würde. Er sah sie vor sich, ein zitterndes Bündel, das sich alle fünfzehn Minuten räuspern und schließlich um eine verlängerte Mittagspause bitten würde, um Hühnerbrühe aufzutreiben. Bei der Vorstellung musste er grinsen, trotz der späten Stunde und des Besens in seiner Hand. Sie arbeiteten jetzt seit beinahe zwanzig Jahren zusammen. Er hatte ihre Ausbildung finanziert und aus ihrem Anteil an den erstrittenen Abfindungssummen einen Treuhandfonds für ihre Enkel eingerichtet. Das war natürlich in der Zeit, als noch Geld reinkam und Jay mehr als einen Mandanten hatte. Mittlerweile war sie geprüfte Rechtsanwaltsgehilfin, kaufte nur mehr bei Casual Corner ein und hatte ihre Perückensammlung auf zwei reduziert, deren Farben auch in der Natur vorkamen. Aber Eddie Mae war immer noch Eddie Mae und fest davon überzeugt, dass sich jeder Tag mit ein, zwei Bier und einem nachmittäglichen Dominospiel versüßen ließ. Außer einem Enkel, der neben dem Studium in einem Radio Shack arbeitete, war sie mit ihren fast siebzig in einem Haus voller Kinder und Enkel die Einzige mit einem regelmäßigen Einkommen. Einmal in der Woche verfluchte

sie Jay für dieses »blöde Treuhanddings«, weil es ihre Sippschaft dazu brachte, sich in der Kunst des Nichtstuns zu üben, und sie dazu zwang, außer Haus zu arbeiten, um wenigstens dreißig Stunden die Woche ihren Frieden zu haben. Sie war eine der wenigen Konstanten in Jays Leben, und er hatte sie lieb gewonnen, sie und ihre kleinen Marotten, nach denen man die Uhr stellen konnte.

In der Linken hielt Jay das Kehrblech. Seine sechsundvierzig Jahre alten Knie knirschten, als er sich neben Eddie Maes Schreibtisch auf den Boden sinken ließ und dazu ansetzte, mit dem Besen über die Stelle zu kehren, wo viele kleine Scherben hätten sein müssen.

Und da bemerkte er den Fehler.

Im Haus war nicht eine einzige Scherbe.

Auf dem Boden lag nichts als der handgewebte Indianerteppich, den er bei Foley's gekauft hatte. Die Scherben sind auf der falschen Fensterseite, dachte er. Das war so offensichtlich, dass er kaum begreifen konnte, es nicht gleich bemerkt zu haben. Genauso wenig konnte er begreifen, dass die Polizisten es nicht bemerkt hatten. Allerdings hatten sie auch nicht mehr als zehn Minuten ihrer wertvollen Zeit an die Sache verschwendet. Wenn Jay nicht jeden Monat eine Sicherheitsfirma dafür bezahlen würde, hätte die Notrufleitstelle sowieso niemandem vom Houston Police Department geschickt, davon war er überzeugt. Dazu hatte die Polizei viel zu viel zu tun. Die hohe Verbrechensrate gehörte zur kulturellen Identität Houstons wie Footballbegeisterung und Linedance, Barbecue und die Haarmähnen der Frauen – sie war ein Wahrzeichen der Stadt, unabhängig von Wirtschaftslage oder Bürgermeister. Das zu ändern versprachen jetzt zwei Law-and-Order-Kandidaten – der ehemalige Polizeichef Axel Hathorne und die derzeitige Staatsanwältin von Harris County, Sandy Wolcott. Hierin konnte man einen mehr als

deutlichen Hinweis auf das Hauptanliegen der Wähler erkennen – die Angst, dass Houston sich nie von der Ölkrise und der auch für sein Selbstbild vernichtenden ökonomischen Talfahrt der Achtziger erholen würde, wenn es nicht endlich seine Verbrechensrate in den Griff bekam.

Ächzend stand Jay auf. Er stützte eine Hand auf den Besenstiel und sah sich um. Wäre der Einbrecher durch dieses Fenster eingestiegen, wie Jay zunächst vermutet hatte, hätte er die Scheibe nach innen eingeschlagen, und die Scherben wären genau dorthin gefallen, wo er jetzt mit dem leeren Kehrblech in der Hand stand. Aber das Fenster war von innen eingeschlagen worden, die Scherben waren nach draußen gefallen und lagen auf der Veranda, wo Jay sie entdeckt hatte. Jemand wollte es also so aussehen lassen, als wäre er durch das vordere Fenster eingestiegen, während er mit einem Dietrich oder einem Schlüssel durch die Hintertür spaziert war. Das zerbrochene Fenster war reine Inszenierung. Es war ein Trick, wenn auch kein besonders gewitzter, aber doch mit mehr Mühe verbunden, als einem Schmalspureinbrecher auf der Jagd nach Werkzeug, Schmuck oder Drogengeld zuzutrauen war. Jay begriff nur den Grund dafür nicht.

Das Telefon auf Eddie Maes Schreibtisch klingelte.

Jay zuckte zusammen und ließ das Kehrblech fallen.

Es krachte mit der Kante auf die Fichtendiele neben Jays Tennisschuhen und hinterließ eine kleine Kerbe. Rasch griff er nach dem Telefonhörer und stieß dabei einen Bilderrahmen und Eddies Maes Glas mit Butterscotch-Bonbons um. Am anderen Ende der Leitung war ein leises Hüsteln zu hören und dann eine vertraute Stimme. »Alles in Ordnung bei dir, Counselor?«

Rolly Snow.

Er rief aus einer Gasse hinter dem Hyatt Regency an, wo die Town Cars zwei, vier und sechs aus der Lincoln-Flotte

von Rolling Elegance standen und darauf warteten, Versprengte von Sandy Wolcotts Wahlkampfparty aufzusammeln. Die Party war nach wie vor im Gange, die Unterstützer feierten den Überraschungserfolg ihrer Kandidatin. Man war davon ausgegangen, dass Axel Hathorne mit weitem Abstand gewinnen und mit mehr als fünfzig Prozent der Stimmen der erste schwarze Bürgermeister der Stadt werden würde. Doch als Wolcott ziemlich spät ins Rennen einstieg, wurde es schnell eng. Sie surfte auf der Welle ihres frisch erworbenen Ruhms. Im letzten Jahr hatte sie Charlie Luckman, den angeblich besten Strafverteidiger in ganz Texas, in einem viel beachteten Mordprozess bezwungen und sich landesweite Aufmerksamkeit und Auftritte im Gerichts-TV gesichert, wo sie stundenlang den O.J. Prozess kommentieren durfte. Für ein Buch erhielt sie einen Vertrag über ein sechsstelliges Honorar, eine Einladung zu *Oprah* folgte. Da dauerte es nicht lange, bis jemand ihre Eignung zur Bürgermeisterin erkannte. Wolcott schaffte es ohne Probleme auf die Stimmzettel und machte seither Axel Hathorne auf seinem eigenen Feld der Law-and-Order-Politik Konkurrenz. Jetzt gingen die beiden in dreißig Tagen in die Stichwahl. Die Party im Hyatt schien ihren Höhepunkt noch nicht überschritten zu haben. Wenn Rolly Glück hatte, dann würde ein besoffener Potentat oder Wahlkämpfer vergessen, mit welchem Auto er gekommen war, und sich stattdessen auf den Rücksitz eines seiner Town Cars sinken lassen. Rolly - dem Anlass entsprechend elegant in schwarzem Anzug, Stacy-Adams-Schuhen und mit unter dem gestärkten Hemdkragen verstecktem Zopf - hatte gerade mit zwei seiner Fahrer eine geraucht und sich eine Portion Shrimps geteilt, die ihnen ein Hilfskellner für zwanzig Dollar besorgt hatte, als die Sicherheitsfirma ADT anrief. Sein Name stand an zweiter Stelle auf Jays



Kontaktbogen. Zuerst hatte er bei Jay zu Hause angerufen, und Ellie hatte ihm gesagt, ihr Dad sei noch unterwegs.

»War sie etwa noch wach?«

»Als ich angerufen habe, schon.«

Jay seufzte. Er hatte seiner Tochter gesagt, sie solle endlich das Telefon in Ruhe lassen.

Damit hatte er das Haus verlassen. Sie hatte am nächsten Morgen eine Prüfung in Geometrie, und er hatte ihr unmissverständlich klargemacht, dass sie auflegen und ins Bett gehen sollte. Dieses Theater wiederholte sich inzwischen jeden Abend. Soweit er wusste, waren es noch keine Jungs. Nur Freundinnen, von denen Lori King die engste war. Sie verschlangen einander geradezu, saugten jedes Wort, jeden Atemzug der anderen auf und konnten stundenlang miteinander reden - es waren dieselben Mädchen, die Jay verständnislos ansahen, wenn er sie fragte, was sie mittags zu essen bekommen hatten, welche Kurse sie im Herbst belegen wollten oder wie ihre Geschwister hießen. Sie gehörten einer nicht zu fassenden, chamäleonartigen Spezies an, von der er nicht den blassesten Schimmer hatte. In Gegenwart eines Erwachsenen, besonders eines Erwachsenen, der zu viele Fragen stellte, erstarrten sie und kriegten kein Wort heraus. Heute Abend hatte er Ellie das erste Mal mit Ben allein gelassen. Es war zu spät gewesen, einen Babysitter zu organisieren, und Rolly arbeitete und war außerdem sicher nicht erpicht darauf, sich mit zwei Cops in Jays Kanzlei zu treffen. Es blieb ihm also nichts anderes übrig, als selbst zu gehen, die Haustür abzuschließen und zu versprechen, in einer Stunde zurück zu sein.

»Wenn du mich brauchst, komm ich in der Kanzlei vorbei, sobald ich hier fertig bin.«

»Ja, mach das«, sagte Jay.

Aus irgendeinem Grund erzählte er Rolly nichts von den seltsamen Details des Einbruchs und davon, wie beunruhigend er den inszenierten Tatort fand. Stattdessen bat er ihn darum, die Nacht über einige Male an der Kanzlei vorbeizufahren, um nachzusehen, ob nicht noch mehr passierte. »Ich kann dir zweihundert Dollar dafür geben«, sagte er, was knapp Rollys Stundensatz aus den Jahren entsprach, als er noch gelegentlich Ermittlungsdienste für Jay übernommen hatte. Rolly hatte aus seiner Kneipe heraus ein Einmannbüro betrieben, und seit das Lula's geschlossen war, empfing er seine Klienten in der Garage seiner Town-Car-Flotte. »Sachen abchecken« hatte Rolly seine Arbeit genannt, die nie mehr als ein kleiner Nebenjob war, ein Zusatzverdienst, aber auch ein gottgegebenes Talent wie ein absolutes Gehör oder ein Wurfarm wie der von Joe Montana, das man nicht verschwenden durfte. Mit dem Chauffeurservice verdiente er viel Geld und hatte vor, im nächsten Jahr die erste Limousine zu kaufen. Heute »checkte« er nur noch für alte Freunde »Sachen ab«.

»Das geht aufs Haus, Counselor«, sagte er.

Jay legte auf und bückte sich nach dem Kehrblech.

Er wollte zum Flurschrank gehen, blieb aber noch einmal stehen, um das Bild auf Eddie Maes Schreibtisch gerade zu rücken. Es war ein Schnappschuss eines Mädchens mit Zöpfen, ihre erste Urenkelin Angel. Die Butterscotch-Bonbons lagen über den ganzen Schreibtisch verstreut, und Jay sammelte sie Stück für Stück ein. In dem Moment hörte er ein dumpfes Geräusch aus dem ersten Stock wie von einem schweren Schritt, wie wenn ein Stiefelabsatz auf Holz trifft. Er sah zur Deckenverkleidung aus bronzefarbenen Blechfliesen und hätte schwören können, erneut etwas zu hören. Egal was dort oben war, es brachte die Gaslampe an der Decke leicht zum Schwingen.

Das Licht bewegte die Schatten, und Jay merkte, dass er den Atem anhielt.

Da muss noch jemand sein, dachte er.

Er streckte die Hand nach dem Telefon aus, aber sein Kopf war blank. Selbst unter Folter hätte er sich nicht an die ersten zwei Ziffern von Rollys Handy- oder Pager-Nummer erinnert. Ein Anruf bei der Polizei brachte nichts. Die Streifenpolizisten hatten fast fünfzehn Minuten hierher gebraucht, und so lange würde Jay nie durchhalten, wenn es mit demjenigen, der mit ihm in dem dunklen Haus war, zu einer Auseinandersetzung kam.

Er entschied sich für den .38er.

Er lag in der Schatulle, die er vorhin auf den Schreibtisch gestellt hatte.

Er erinnerte sich nicht, wann er das letzte Mal eine Waffe berührt hatte, aber der Revolver schien sich an ihn zu erinnern und wurde in seiner Hand schnell warm. Er hielt ihn an der Seite, als er aus seinem Büro in den Flur trat, den Blick zur Decke gerichtet, und sich fragte, was ihn oben erwartete. Schweiß lief ihm den Nacken hinunter, und die Windjacke klebte an seiner Haut. Er öffnete den Reißverschluss und schlüpfte aus den Ärmeln, während er zur Treppe ging und sie gegen die Wand gepresst Stufe um Stufe erklomm. Keine der Deckenlampen im ersten Stock brannte. Im Dunkeln tastete er sich weiter. Dass er den Grundriss seines Hauses besser als jeder andere kannte, war sein Vorteil. Hier oben lagen seine Bibliothek und das Besprechungszimmer, das er vorläufig als Abstellraum für die Umzugskartons nutzte, die er nach seinem Einzug letztes Jahr nicht ausgepackt hatte. Darin lagerten seine Akten, die bis zum Ainsley-Fall zurückreichten, seinem ersten großen Zivilrechtsstreit gegen Cole Oil Industries. In dem Moment hörte er aus dieser Richtung Glas klirren. Rasch lief er zum Besprechungszimmer und sah beim

Eintreten eine Silhouette vor dem zerbrochenen Fenster. Er roch Pomade und Alkohol und noch etwas anderes, den unangenehm beißenden Geruch von Marihuana. Seine Hand tastete nach dem Lichtschalter, und er hob den .38er.

Der Junge erstarrte.

Genau wie Jay. Er hatte den Jungen direkt vor der Mündung, aber der Blick aus dessen rot geränderten schwarzen Augen traf ihn ins Herz und lähmte ihn. Er war neunzehn oder zwanzig, groß und schlaksig wie ein Basketballspieler, mit einem kindlichen Gesicht. Sein Flattop musste dringend nachgeschnitten werden, und die Hose reichte ihm nur bis zu den Knöcheln, Details, die Jay automatisch erfasste. Weder hob der Junge die Hände noch versuchte er wegzulaufen, und Jay fragte sich, ob er ein Messer oder, schlimmer noch, eine Pistole hatte. Die Zeit verstrich, ohne dass einer von beiden den ersten Zug machen wollte, fast wie in einem Duell. Von Rechts wegen hätte Jay schießen dürfen, und eine harte Stimme in seinem Kopf, die er vor langer Zeit zum Schweigen gebracht zu haben glaubte, flüsterte: *Schieß. Schieß doch.* Langsam hob der Junge die Hände. »Nur die Ruhe, Mr. Cosby«, sagte er und musterte den vor ihm stehenden Schwarzen mittleren Alters. »Schön locker bleiben.«

Jay spürte, wie sich seine Hand mit der Waffe entspannte. Er sah zum Telefon auf dem Konferenztisch, überlegte, ob er es erreichen könnte. Nur diese eine Sekunde wandte er die Augen von dem Jungen ab, aber sie genügte. Der Junge trat die Scherben, die unten aus dem Fensterrahmen ragten, weg und kletterte wieselflink durch. Noch immer war er vor der Mündung von Jays Revolver. Aber er konnte nicht. Er konnte ihn nicht in den Rücken schießen. Der Junge warf einen kurzen Blick über die Schulter und grinste Jay unvermittelt an. Dann sprang er. Jay lief zum Fenster und lehnte sich hinaus, vorsichtig, um

sich nicht zu schneiden. Mit einem dumpfen Stöhnen landete der Junge auf dem Gras und kam mit einer einzigen geschmeidigen Bewegung wieder auf die Füße, setzte über das niedrige Tor und rannte nach Süden Richtung Wheeler Avenue, der Grenze zwischen Jays Viertel und dem Third Ward.

Schwer atmend stand Jay am Fenster.

Er wusste, dass er einen Fehler gemacht hatte, wusste es schon, bevor der Junge auf dem Boden auftraf.

Zum einen war da dieses Grinsen, dieser unverhohlene Hohn. Aber auch die Umstände des Einbruchs, die Inszenierung im Erdgeschoss und das Gefühl, dass der Junge Spielchen mit ihm spielte. Und jetzt war er weg, hatte sich in die Nacht davongemacht, in der sich schon die Feuchtigkeit sammelte, die sich bis zur Morgendämmerung als dichter weißer Nebel über die Stadt legen würde. Über Jay ragte eine große Scherbe aus dem Rahmen, und in dem harschen Licht des Besprechungszimmers erhaschte er sein Spiegelbild darin. Seit Tagen hatte er sich nicht rasiert, und sein Kinn war mit stahlgrauen Stoppeln bedeckt. Seine Augen hatten im Laufe der Jahre an Glanz und Tiefe verloren, wie zwei vom Feuer verschmälte Kohlestücke. Jay musterte sich ungerührt. In vier Jahren würde er fünfzig werden, er hatte zwei Kinder, die etwas wesentlich Besseres verdienten als das, was ihnen bisher zuteilgeworden war, und vor einem Jahr war seine Frau gestorben.

Er ging nach Hause.

# Teil 1